

Kultur & Gesellschaft

Der unbekannte Freund

Mit seinen Zürcher Kollegen hat Tibi Fussball gespielt und Feste gefeiert - vom Flüchtling Lhundub Tsering wussten sie kaum etwas. Nun dokumentiert ein Film sein Leben. *Ein Porträt von Thomas Wyss*

Gegen ihn spielen? Nein danke. Tibi war nicht nur wieselflink und hatte, dem gelegentlichen Nikotinkonsum zum Trotz, Luft für drei Spiele hintereinander, er verkörperte auch das, was man im Amateurfussball einen «Wadenbeisser» nennt. Schmerzlos zog kein Gegner an ihm vorbei. Kurz und gut: Wir, die schon in den 90er-Jahren nicht mehr allzu rüstigen Haudegen der Zürcher Alternativliga-Mannschaft Ventilator Züri-Bar, waren enorm froh, dass Tibi beim Gekicke auf dem Hardhof jeweils unsere Vereinsfarben trug.

Abseits des Spielfelds war er sanftmütiger, aber nicht weniger einsatzfreudig. Wenn es beim Festen darum ging, Bier und Grilladen heranzukarren oder auf der Tanzfläche das Eis zu brechen, stand er seinen Mann. Wie jeder hatte natürlich auch Tibi ein «verborgenes» Leben ausserhalb der Freizeitmannschaft. Als er plötzlich einen Buben mit zum Match brachte und lachend sagte, dies sei übrigens Sonam, sein Sohn, staunten wir nicht schlecht. Genauso ein paar Saisons später, als er mit attraktiver Begleitung in der Züri-Bar aufkreuzte und vermeldete: «Jungs, das ist meine Freundin Mirjam.» Was einige sonst noch wussten, war, dass Tibi eigentlich Lhundub Tsering hiess und «irgendwas auf dem Bau» arbeitete. Damit hatte es sich. So ist das mit derartigen männlichen Zeitvertreiben: Man kommt temporär zusammen, siegt, verliert und feiert, veräppelt sich, muntert sich auf, geht auseinander. Freunde bleiben auch Fremde, ohne dass das irgendwen stören würde.

Die Begegnung der Mütter

Ein Mitglied des Ventilator-Teams war auch Ueli Meier. Sogar ein zentrales: Nicht nur amtierte er jahrelang als Präsident, er wurde - obwohl fussballerisch mit Limiten ausgestattet - zum Helden, als er gegen die übermächtige Konkurrenz des El Internacional (heute: El Lokal) das wichtigste Tor der Vereinsgeschichte erzielte. Meier, freier Fotograf und Filmemacher («Der letzte Navigator», «The Bucks in Holland»), erfuhr 1996 von Tibi zufällig in einem Gespräch, dass er seine leibliche Mutter Youden, die in einem Flüchtlingscamp in Indien lebte, für drei Monate in die Schweiz holen werde. Und dass sie gemeinsam das «Müeti» - Tibis Pflegemutter Ruth Graber - besuchen würden.

Später fragte Tibi den Kollegen, ob er ihn zu dieser ersten Begegnung seiner Mütter begleiten würde. Der Augenblick mit den beiden Frauen, die sich nur mit Gesten und Blicken hatten verständigen können, habe ihn nicht mehr losgelassen, sagt Meier heute. 2006 vernahm er, dass Tibi - inzwischen mit Mirjam verheiratet und Vater der fünfjährigen Sangmo Lina und des zweijährigen Sandub Dorjee - mit der Familie die gesundheitlich angeschlagene Youden in Indien besuchen werde, damit die Kinder endlich ihre tibetische Grossmutter kennen lernten. Da fragte Meier spontan, ob er die Reise mit der Filmkamera begleiten dürfe. Tibi und seine Familie sagten zu.

Suche nach den Wurzeln

Die Aufnahmen wurden zum Startschuss von «Tibi und seine Mütter». Bis die Dokumentation, die jüngst an der Solo thurner Filmtagen Weltpremiere feierte, kinofertig war, dauerte es sechs Jahre. Es waren vor allem finanzielle Klippen, die eine frühere Vollendung verhinderten.

Der Film zeichnet Tibis Lebensweg nach. Geboren wurde er 1956 in Dhanak, einem abgeschiedenen Dorf im Südwesten Tibets. Fünf Jahre später floh seine Familie Hals über Kopf aus dem von China besetzten Land nach Indien. Dort wurde Tibi von den Eltern getrennt: Der Vater meldete sich als Söldner beim Militär, die Mutter wurde zur Arbeit im Strassenbau verpflichtet. So kam er ins Heim für Flüchtlingskinder in Dharamsala, von wo ihn 1963 die private Pflegekind-Aktion an die Akademikerfamilie Graber vermittelte, die in Grüningen im Zürcher Oberland lebte.

Es folgten die schwierige Integration in den Alltag, Reibereien in der Schule, Einsamkeit und Heimweh - Gefühle, die auch die liebevolle Fürsorge seiner Pflegemutter Ruth Graber und gelegentliche Treffen mit andern Tibeterkindern nicht linderten. Deshalb reiste Tibi 1976 nach



Der gebürtige Tibeter Lhundub Tsering auf einem Sportplatz im Hardhof, wo er früher Fussball spielte. Foto: Doris Fanconi

Abschluss der Maurerlehre in die indische Flüchtlingsiedlung Bylakuppe, um seine leibliche Familie aufzusuchen, seine wahre Kultur zu finden. Doch bald merkte er, dass die geografische Trennung auch zum emotionalen Bruch geführt hatte. Ernüchtert kehrte er in die Schweiz zurück, verlor den Halt - und erwachte eines Tages im Gefängnis. Am Tiefpunkt angelangt, rappelte er sich wieder auf. Er machte eine Ausbildung zum Sozialpädagogen, wurde Teamleiter in einer Wohngruppe für Erwachsene mit geistiger Beeinträchtigung, fand eine neue Liebe, eine neue Familie.

Der Film berührt, weil er auf der einen Seite nichts beschönigt oder tabuisiert, auf der andern Seite aber auf jegliche effekthascherische Dramatisierung verzichtet. Auch ohne Worte fühlt man die Zweifel von «Müeti» Graber an der Richtigkeit ihres damaligen Entscheids, das Pflegekind aufzunehmen. Ebenso spürbar ist die nie verheilte Trauer von

Mutter Youden, die jahrelang nicht einmal wusste, ob ihr zweitältester Sohn noch lebte. Was Meier bewusst nur am Rande thematisiert (er wird das in der DVD-Edition des Films nachreichen), sind die politisch fragwürdigen Hintergründe der Pflegekind-Aktion.

Keine Heimat, aber ein Zuhause

Da der Ventilator Züri-Bar ein längst geschlossenes Kapitel Alternativligageschichte ist, treffe ich Tibi, den ich seit Ewigkeiten nicht gesehen habe, im El Lokal. Sein Haar ist grauer geworden, nicht verändert haben sich sein Schalk und die rauchige Stimme.

Was mich vor allem beschäftigt: Wieso wurde er, ein Bub aus einfachen Verhältnissen, für das Schweizer Pflegekind-Projekt ausgesucht? In der Regel wurden nämlich vor allem Kinder aus adeligen Tibeterfamilien berücksichtigt. Er lacht und sagt: «Weil ich gut tanzen konnte. So kam ich im Kinderheim in die Tanz-

gruppe, wir waren kleine PR-Agenten für die tibetische Tradition und wurden etwas privilegierter behandelt. Als man mir Bilder zeigte von der Schweiz und fragte, ob ich dahin wolle, sagte ich sofort Ja.» Auch weil er wütend gewesen sei auf seine Mutter, dass sie ihn weggegeben habe. «Was ja gar nicht stimmte, aber wie hätte ich als Siebenjähriger die Sache verstehen können?» Heiterer ist die Anekdote zu seinem Namen, der von einer Nachbarin der Grabers stammt: Da sie Lhundub nicht aussprechen konnte, nannte sie den Buben «Tibi-Täbi», daraus wurde Tibi. Letzte Frage: Wo ist deine Heimat, Tibi? «Das, was andere unter Heimat verstehen, hat es für mich nie gegeben. Auch darum war ich stets ein Ruheloser. Was ich jetzt endlich gefunden habe, ist ein Zuhause - meine Familie.»

Tibi und seine Mütter. Regie: Ueli Meier. Ab Sonntag, 10. 2. (Matinee), in den Kinos Riffraff (Zürich) und Bourbaki (Luzern).

Charles Aeschimanns Pflegekind-Aktion

Von 132 Kindern waren nur 19 Vollwaisen

In seinem 1968 veröffentlichten «Bericht über die Aufnahme von Tibeter Pflegekindern» erwähnte Charles Aeschimann, dass 1959 eine Schweizer Zeitung über die prekäre Lage von Tausenden Tibetern geschrieben habe, die dem ins indische Exil geflüchteten 14. Dalai Lama Tenzin Gyatso gefolgt waren. In diesem Zusammenhang habe das religiöse Oberhaupt den Wunsch geäussert, europäische Familien sollten tibetische Flüchtlingskinder aufnehmen und ihnen eine westliche Ausbildung ermöglichen. Ziel des Dalai Lamas war, dass diese Kinder später zurückkehren und die geistige Elite seines Volkes bilden würden.

Aeschimann, erfolgreicher Direktor des Oltner Energieunternehmens Atel, der sich zuvor beim Schweizerischen Roten Kreuz vergebens um die Adoption von koreanischen Kriegswaisen beworben hatte, erfuhr in diesem Bericht von der Idee. Durch sein Netzwerk gelang es ihm schliesslich, 1960 ein zweijähriges tibetisches Flüchtlingskind zu erhalten; parallel dazu handelte er mit dem Dalai Lama die Bedingungen für die Aufnahme weiterer Kinder aus. Als der «Nebelspalter» 1961 über Aeschimanns private Aktion berichtete, meldeten sich über 300 Schweizer Familien, die ein Tibeterkind aufnehmen wollten. Aeschi-

mann teilte 132 von ihnen nach selbst erstellten Kriterien eines oder mehrere Kinder zu. Das Gros der berücksichtigten Familien gehörte (wie die Grabers) der Mittel- und Oberschicht an.

Zwischen 1961 und 1964 wurden 156 Tibeterkinder von Dharamsala in die Schweiz geflogen und in den Familien platziert. In den Medien war stets von «Waisenkindern» die Rede, was von Aeschimann nie dementiert wurde. Wie man aber später herausfand, waren nur 19 von ihnen Vollwaisen. 45 hatten zum Zeitpunkt ihrer Ankunft in der Schweiz noch einen Elternteil, 92 (wie Tibi) sogar noch Mutter und Vater. (thw)